

# 11

## Die Geschichtswerkstatt Gallus berichtet

Historisches und Aktuelles

Ausgabe: Dezember 2013

---



## Erlebnisse eines Kriegskindes

Seit September 1970 wohne ich im Gallus, auch Kamerun genannt. Ich war bei der Degussa beschäftigt. Diese hatte der Hellerhof AG Geld zur Renovierung der Räume zur Verfügung gestellt, um dafür einige Wohnungen für ihre Angestellten nutzen zu können. So bekam ich in der Idsteiner Straße eine Wohnung und musste dann zur Miete auch noch Renovierungskosten an die Degussa zurückzahlen. Da wir in Griesheim nur eine Einzimmerwohnung hatten, in der wir nicht einmal ein Kinderbettchen für unsere sieben Monate alte Tochter aufstellen konnten, kamen meiner Frau und mir die zweieinhalb Räume in der Hellerhofsiedlung riesig vor. Unsere Tochter und auch unser Sohn besuchten im Gallus den Kindergarten und die Hellerhofscheule. Wir hatten viele nette Nachbarn und es hat uns hier von Anfang an gut gefallen. Wenn ich krank war, ging ich zu Dr. Christ, der mir jedes Mal erzählte, dass er als Kind in Indien gelebt hatte und einen eigenen Elefanten besaß. Nachdem seine Praxis geschlossen war, behandelte mich Dr. Euler. Beide Ärzte machten auch Hausbesuche und haben sich rührend um mich gekümmert. Heute haben wir zwei Enkelkinder, die schon größer sind als ich.

Ich stehe hier an meinem Fenster und schaue hinaus in die Finsternis. Seit einer Woche ist kein einziger Sonnenstrahl mehr durch die dunklen Wolken gedrungen. Das schlägt einem aufs Gemüt und man beginnt zu grübeln. Wenn man, so wie ich, ein gewisses Alter erreicht hat, denkt man oft an die Kindheit und an längst vergangene Zeiten zurück. Jetzt fällt es mir auch wieder ein, da war doch was, was mich schon immer beschäftigt hat. Ja also, wie war das doch gleich mit der Kindheit?

1940 habe ich in Berlin-Gesundbrunnen das Licht der Welt erblickt. An unsere Wohnung in der Bellermannstraße kann ich mich kaum noch erinnern. Zum Weihnachtsfest 1943 war ich mit meiner Mutter zu ihren Eltern gegangen und deren Wohnzimmer sehe ich heute noch vor mir. Der Weihnachtsmann hatte mir eine Eisenbahn aus Blech beschert, die auf einem Gleisoval fuhr. Aufziehen konnte ich die Lokomotive nicht, dafür waren meine Hände noch zu klein. Das musste mein Opa machen. Opa war kein Soldat, er war nämlich nur 152 Zentimeter groß. Kleinwüchsige wurden nicht eingezogen. Irgendwann hatte der Opa aber keine Lust mehr zum Aufziehen meiner Lokomotive und ich musste die Wagen schieben. Die Luftangriffe auf Berlin wurden immer häufiger und es brannte überall. Ich sah, wie mein Opa mit dem Schürhaken etwas Brennendes von der Fensterbank auf die Straße beförderte. Auch kann ich mich noch



erinnern, wie ich an der Hand meiner Oma unterwegs war und alle Leute riefen ihr „Heil Hitler“ zu. Weil ich das noch nie gehört hatte, fragte ich: „Oma was ist denn das, Heil Hitler?“ Sie riss mich am Arm beiseite und zischte: „Sei still, Junge!“ Das verstand ich nicht, Oma war sonst immer nett zu mir gewesen, und nun hatte sie mir beinahe den Arm abgerissen, wo ich doch nur etwas gefragt hatte. Als unsere Wohnung fast vollständig ausgebrannt war, konnten wir dort nicht mehr wohnen. Jetzt musste ich mit meiner Mutter in unser kleines Gartenhäuschen ziehen; das lag hinter Potsdam in einer riesigen Laubenkolonie an einem Ort der Marquardt heißt. Zum Weihnachtsfest 1944 bekam ich ein schönes Schaukelpferd aus Holz. Gebaut und angemalt hatte es der Opa. Zum Fest waren, auf Heimaturlaub, auch mein Vater und mein Onkel gekommen. Die sind beide auf dem Schaukelpferd geritten, das sah lustig aus. Weil der Luftschutzbunker von Marquardt so weit entfernt war und die Bomben immer häufiger fielen, hatte mein Vater im Garten eine Grube gegraben und diese mit ein paar Brettern abgedeckt. Darin saß ich dann fast jede Nacht mit meiner Mutter, in dicke Decken gehüllt, und schaute in die Lichtkegel der Flugabwehr-Scheinwerfer, die wie riesige Finger in den Himmel zeigten. Der Winter war so kalt, dass ich mich heute noch wundere, wieso wir damals nicht erfroren sind.



Auch kann ich mich noch dunkel erinnern, dass eine Zeit lang ein fremder Mann bei uns in der Laube gewohnt hat. Als ich erwachsen war, hat mir mein Onkel erzählt, dass dieser Mann ein Jude war, der sich in seiner Laube nicht mehr aufhalten konnte, weil nach ihm gesucht wurde. Keiner der vielen Kleingärtner hatte ihn verraten. Jeder sollte ihn mal für ein paar Tage aufnehmen. Meine Mutter hatte überall gefragt, bei wem er denn als Nächstes bleiben könnte, denn wir hatten nichts mehr zu essen. Die Leute hatten aber alle Angst und keiner wollte ihm helfen. So hatte er sich von uns verabschiedet und gesagt, er wüsste nun, wohin er gehen müsste. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Mein

Onkel meinte, dass er wohl in den Sacrow-Paretzer Kanal gesprungen ist, um das Leben von meiner Mutter und mir zu retten. Als ich wieder einmal zähneklappernd mit Mutter in unserem Behelfsbunker saß, hörten wir immer öfter ein seltsames Pfeifen mit anschließendem Knall. Opa meinte, das wäre die Stalinorgel und ein Zeichen dafür, dass die Russen schon ganz in der Nähe seien. Also packte meine Mutter die Koffer und wir gingen zum Bahnhof. Wir besuchten viele Freunde und Verwandte meiner Eltern und durften bei ihnen eine Zeit lang bleiben. Ich weiß heute nicht mehr wo wir überall waren, aber ich habe noch Fotos von Giersbach im Riesengebirge, von Meißen, von Fritzlär und von Oschatz.

Schließlich kamen wir in den Harz nach Braunlage und wohnten dort im Haus Sonnenberg. Mein Vater besuchte uns da und erzählte, dass jetzt die Amerikaner kämen. Alle Leute mussten in die Keller gehen und die Haustüren sollten geöffnet bleiben. Vati sagte, ich könnte aber ruhig in das Treppenhaus gehen und rufen, wenn die Amerikaner erschienen. Ich bräuchte auch keine Angst vor schwarzen Männern zu haben, denn keiner von ihnen würde auf Kinder schießen. Das war ja aufregend. Ich ging also ein paar Treppenstufen hinauf und beobachtete von dort aus die offene Tür. Da aber niemand kam, wurde es mir langweilig und mein Kopf, den ich an das Treppengeländer gelehnt hatte, wurde immer schwerer. Plötzlich rutschte mein Kopf zwischen zwei Stäben durch und ich konnte ihn nicht mehr zurückziehen. In Panik schrie ich um Hilfe und mein Vater kam herauf, drückte die Stäbe auseinander und befreite mich aus dieser Zwangslage. Dann kamen auch die Soldaten und mein Vater geriet in Gefangenschaft.

Meine Mutter und ich kamen dann nach Göttingen in ein ehemaliges Schloss, welches voller Flüchtlinge war. Dort wohnte auch meine Omi, die Mutter meines Vaters. Sie hatte für uns ein winziges Zimmer organisiert, wo wir zunächst mal bleiben konnten. Zum Einkaufen bin ich immer gerne mitgegangen, denn wir mussten jedes Mal über ein abgestürztes Flugzeug balancieren, um über einen breiten Bach zu kommen. Die Brücke war nämlich gesprengt worden. Irgendwann bekam meine Mutter ein etwas größeres Zimmer in einem Mehrfamilienhaus. Nun wollte sie endlich arbeiten gehen, damit wir Lebensmittelmarken bekamen. Die alliierten Besatzungsmächte gaben diese Karten aus, die man sich von den Bezugsstellen abholen konnte. Die Marken waren für die Verbrauchergruppen in Kategorien für leichte bis sehr schwere Arbeiten von 1 bis 5 gestaffelt. Also brachte mich meine Mutter in einen Kindergarten, damit auch sie arbeiten konnte. Ich bekam aber Angst vor den vielen Kindern, denn ich war ja immer nur mit meiner Mutter zusammen gewesen. Ich kletterte über den hohen Zaun und lief durch den Wald nach Hause. Meine Mutter war entsetzt, denn der Wald war voller Munition und Granaten. Als ich aber zum dritten Mal aus dem Kindergarten abgehauen war, gab sie es auf zu arbeiten und blieb zu Hause. Ich verstand nicht, dass wir deshalb so wenig zu essen hatten. Ich spielte vor dem Haus auf der Wiese und fand dort ein Rad von einem Panzer. Dieses Rad konnte man so schön hin und her rollen. Plötzlich aber kippte es um und fiel auf meinen großen Zeh. Laut heulend humpelte ich die Treppe hinauf in unser Zimmer. Weil ich vor lauter Schmerzen nicht aufhörte zu weinen, lieh sich meine Mutter von der Nachbarin ein bisschen Fett und ein paar Löffel Zucker. Sie machte mir daraus in der Pfanne gold-braune Bonbons. Die schmeckten köstlich. Eines Tages saß ich wieder alleine auf einem Stapel Holz und schaute verträumt in die Ferne. Ein Soldat in einer grau-grünen Uniform kam die Straße hinauf, blieb vor mir stehen und fragte mich: „Weißt du, wer ich bin?“ Als ich nachdenklich meinen Kopf schüttelte, sagte er mir, er sei mein Vater und wir gingen gemeinsam nach oben.



Bald darauf saß ich endlich mit meinen Eltern wieder einmal in einem Zug und wir fuhren von Göttingen nach Frankfurt. Mein Vater hatte in Seckbach eine Wohnung mit zwei kleinen Zimmern bekommen. Sie befand sich über den Garagen, neben dem Hühnerstall. Die Treppe, die zu unserer neuen Behausung führte, war eher eine Leiter mit Geländer. Wenn wir auch keinen Wasseranschluss hatten, war Vati überglücklich, ein Dach über dem Kopf zu haben. So saßen wir nun auf unseren Koffern vor zwei übereinander gestapelten Holzkisten und aßen Rhabarber, der mit Süßstoff auf einer geliehenen Kochplatte zubereitet wurde. Den Süßstoff kaufte ich immer auf Lebensmittelmarken in einem kleinen Laden im Nachbarhaus. Wir füllten unsere Mägen jeden Tag mit Rhabarber, bis es Kohlrabi gab. Den aßen wir dann täglich den ganzen Winter über. Eines Tages erschien auf dem Hof ein Lastwagen mit einem Holzvergaser. Er kam aus Berlin und war eine Woche unterwegs gewesen. Er brachte uns ein paar Möbel, die nicht verbrannt waren. Um unser Mobiliar zu ergänzen, bastelte mein Vater aus Munitionskisten noch ein Schränkchen. Den Tisch brauchte er jetzt dringend als Zeichentisch; die Wohnung wurde zum Architekturbüro. Meine Mutter hatte sich mit einer Frau im Vorderhaus angefreundet. Die beiden verband eine Wäscheleine, die über Rollen lief und zwischen den zwei Gebäuden gespannt war. So konnte jede von ihnen vom Fenster aus nicht nur die Wäsche hin und her dirigieren, sondern auch Zettel mit Nachrichten unter die Wäscheklammer klemmen und hinüberschicken. Tante Marie, so nannte ich die neue Freundin, fuhr mit meiner Mutter per Eisenbahn zu den Bauern in die Wetterau; dort tauschten sie den Goldschmuck meiner Mutter ein. Sie durften sich dafür ihre beiden Rucksäcke mit Kartoffeln füllen.

Im Frühjahr 1946 brachte mich meine Mutter zur Einschulung. Wir waren mehr als 30 Schüler, aber nur zwei Kinder hatten eine Schultüte. Der Bäcker Schaan hatte aber große Brezeln gebacken und jedem Kind eine geschenkt. In der Schule hatte ich Angst vor meinen Mitschülern, weil ich keinerlei Erfahrung im Umgang mit anderen Kindern hatte. Das hatten die natürlich gleich gemerkt und mich fast in jeder Pause verhauen. Als der Winter kam, war ich dann auch der, der direkt neben der zerbrochenen Fensterscheibe sitzen musste. Ich bekam dann auch eine starke Mittelohr Entzündung mit hohem Fieber. Obwohl ich zeitweise nicht bei Bewusstsein war, merkte ich, dass irgendetwas nicht stimmte. Meine Großmutter war aus Göttingen gekommen und flüsterte dauernd mit meinem Vater, der ganz benommen war. Meine Mutter lag nämlich im Krankenhaus, weil sie so große Schmerzen hatte. Man konnte keine Diagnose stellen, operierte sie aber am Blinddarm. Danach starb sie plötzlich und für mich brach eine Welt zusammen, denn der einzige Mensch, den ich wirklich kannte, war nun nicht mehr da. Zu ihrer Beerdigung kamen meine Großeltern aus Berlin. Opa brachte drei kleine Blecheimer mit, in denen sich jeweils rote, weiße und schwarze Johannisbeeren befanden. Solches Obst hatte ich noch nie gesehen, am besten schmeckten mir die schwarzen. Meine Mittelohr-Entzündung hatte ich endlich überstanden. Tante Marie hatte mich ein paar Mal mit der Straßenbahn ins Bethanien Krankenhaus gebracht. Da ich nicht einmal stehen, geschweige denn laufen konnte, musste die kleine Frau mich tragen. Ich wohnte jetzt bei ihr und sie hat sich rührend um mich gekümmert. An Ostern 1948 heiratete mein Vater seine Sekretärin vom Architekturbüro, die sofort die Mutterpflichten für mich übernahm. Sie war eine energische Frau und trieb die schon lange anstehenden Außenstände ein. Jetzt hatten wir auch Geld für die Lebensmittel. Nur einmal hatte der Junge vom Vorderhaus uns die Lebensmittelkarten gestohlen. Im Juni 1948 wurde ich vom Schularzt, zusammen mit einem Mitschüler, in ein Heim für unterernährte Kinder geschickt. Da gab es aber mehr Prügel als Nahrung. Alle Kartoffeln waren schwarz und verfault. Dort erlebte ich dann auch die Währungsreform. Das heißt meine 5 Mark Taschengeld, die ich von zu Hause mitbekommen hatte, wurden mir von einem größeren Jungen weggenommen. Er hat sie eingewechselt und besaß nun eine kleine 50 Pfennig Münze mit dem Bild einer knienden Frau, die ein Bäumchen pflanzt. Ab jetzt brauchte man keine Lebensmittelkarten mehr.

Alles was ich hier geschrieben habe, ist nun schon lange Vergangenheit. Aber noch heute denke ich manchmal, ob meine Mutter überlebt hätte, wenn ich nicht so stur gewesen und im Kindergarten geblieben wäre. Wir hätten doch dann bessere Lebensmittelkarten bekommen. Ich habe meine Kindheitserinnerungen aufgeschrieben, weil ich glaube, dass es vielen Kriegskindern so oder so ähnlich ergangen ist. Vielleicht können Sie uns mal berichten, was Sie so erlebt haben.

Harald Faber

*Fotos: S. 1 Harald Faber vor dem Hause Bellermannstraße 74 in Berlin, 1941; S. 2 die Mutter am Fester des Wochenendhäuschens in Marquardt; S. 3 der Vater im Jahre 1944*

***Die Gruppe Geschichtswerkstatt Gallus wünscht ihren Lesern ein  
frohes Weihnachtsfest und ein gesundes Neues Jahr!***

---

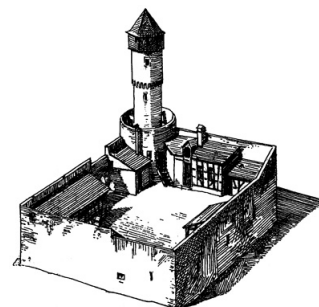
Herausgeber: Geschichtswerkstatt Gallus, Frankenallee 166, 60326 Frankfurt.

V.i.S.d.P. sind die jeweiligen Verfasser der namentlich gezeichneten Artikel.

Leseranfragen: E-Mail: [r.ullrich46@googlemail.com](mailto:r.ullrich46@googlemail.com)

E-Mail: [juergenemrich@msn.com](mailto:juergenemrich@msn.com)

Der Druck des „INFOS“ wird vom Caritas Quartiersmanagement „Soziale Stadt Gallus“ und von der Druckerei „buaroundCopy.de“ unterstützt.



**Geschichtswerkstatt  
Gallus**